

## Prolog

Herr Schmidt dankte dem einen höheren Wesen, das er anerkannte, dafür, dass es Optimierungsalgorithmen gab.

Herr Schmidt dankte der Firma, mit einem kurzen, anerkennenden inneren Nicken. Der Algorithmus war eindeutig – Algorithmen fanden bekanntlich immer wieder neue Wege, doch in diesem Fall wiesen sie alle in die gleiche Richtung: Die Kosten-Nutzen-Rechnung war nur optimal, wenn sie Aachen aus dem Projekt warfen.

Herr Schmidt wandte sich seinem bleichen Bildschirm zu, der auf seinen Blick hin sofort zum Leben erwachte. Daraus sah ihn Herr Hoffmann an, als säße er hungrig hinter der Scheibe des Flatscreens, auf irgendeine Weise zweidimensional in einen Bildschirm gepresst.

»Herr Schmidt? Was machen ihre Optimierungsmodelle?«

»Herr Hoffmann, ich habe ein eindeutiges Ergebnis: Das Reservoir steht uns in nahezu voller Größe zur Verfügung, auch wenn wir Aachen einfach - ausschneiden.«

»Was heißt nahezu?«

»Ein Verlust von höchstens eins Komma drei Prozent. Das Modell nimmt aber mehr als eins Komma drei Prozent Kostensteigerung an, wenn wir Ressourcen aufwenden, um die neu erwachten WMUs zu evaluieren und stillzulegen.«

»Und was geschieht dann mit diesen zwei neuen WMUs?«, fragte Hoffmann.

»Nun – das ... Das ist nicht mein Fachgebiet. Frau Möller von der Myth-Resources-Abteilung ...«

»In Ordnung, Herr Schmidt«, seufzte Hoffmann, sein Blick schweifete kurz umber und seine Schulter bewegte sich, als er offenbar etwas tippte. »Dann noch eins«, sagte Hoffmann, als Schmidt sich schon erleichtert seinen Modellen zuwenden wollte. »Werden Kosten auf uns zu kommen, wenn wir Aachen aussparen? Ich meine, es sind aktive WMUs auf dem Stadtgebiet. Wir müssten das Reservoir im Landesinnern vermutlich schützen – etwa mittels einer Grenze.«

»Diese Kosten habe ich noch nicht kalkuliert. Aber ich schätze, dass sie nicht mehr ins Gewicht fallen, wenn wir erst mit der Ausschöpfung des Reservoirs begonnen haben. Und das sollten wir auf diese Art und Weise im Rahmen des Zeitplans tun können. Wenn wir uns noch um Aachen kümmern, sprengen wir den Zeitplan, und dann sprengen wir auch rasch das Budget.«

Hoffmann schauderte sichtlich. »Bloß nicht das Budget sprengen! Kalkulieren Sie die Kosten. Ich gebe an Herrn Klein von der Human Resources weiter, dass wir Stellen ausschreiben, um die neu zu schaffende Grenze zu überwachen.«

»Ja, Herr Hoffmann, ich denke, das wird auf jeden Fall nötig sein.«

»Nun, es wird auch Zeit, dass wir ein paar positive Impulse in die Region bringen«, nickte Hoffmann.

»Wann treten wir eigentlich in die zweite Phase der Öffentlichkeitsarbeit ein, Herr Hoffmann?«

Hoffmann lächelte breit, seine weißen Zähne blühten.

»Gut, dass Sie fragen, Herr Schmidt. Am nächsten Dienstag ist es so weit. Am Dienstag.«

»Oh, wunderbar! Ich freue mich schon. Einen schönen Tag noch, Herr Hoffmann.«

»Einen schönen Tag noch, Herr Schmidt.«

Herr Schmidt kehrte zu seinen Modellen und Algorithmen zurück, verstellte spielerisch einige Parameter und fragte sich dabei, welcher Wochentag heute war.

## Dienstagshelden

Dienstagnacht war Gregor wegen eines Anrufs von Dora mit einem Schwert im Rucksack in den Hagel gelaufen. Siebzehn Jahre alt, und trotz des Kinnbärtchens, das er hartnäckig zu züchten versuchte, noch eindeutig auf der Jungenseite des Erwachsenwerdens. Unbeholfen mit seiner eigenen Körpergröße, unbehaglich mit anderen Gefühlen als der Begeisterung für Schwerter, die Playstation und Das Schwarze Auge.

Er besah sich in der dunklen, von tropfenartigen Mustern marmorierten Scheibe neben der Eingangstür. Er wollte nicht so weit gehen zu denken, er sei als Junge weggegangen und als Mann zurückgekommen.

Obwohl eigentlich – der Gedanke war an sich nicht schlecht. Vorsichtig bewegte er seine Schulter und verzog das Gesicht. Der Wolfsbiss, wenngleich in der Ambulanz des Marienhospitals in Burtscheid behandelt, schmerzte ungeheuerlich. Schlimmer als dieser Schmerz jedoch nagte das Gefühl der Angst.

Ein Werwolf hatte ihn gebissen. Ein Werwolf, der von einem Querschläger getötet worden war, der genauso gut Gregor hätte treffen können.

Er zog am Kragen seiner Jacke, um den Verband zu verbergen, den das Shirt, das seine Freunde ihm in einem Klamottenladen gekauft hatten, nur unzulänglich dem Blick seiner Eltern entziehen würde. Die Stelle, in der der Wolf seine Zähne in Gregors Fleisch gegraben hatte, kurz nachdem dieser aus der verschlingenden Dunkelheit getorkelt war.

»Jogger. Mit Hund«, murmelte er und stieß den angehaltenen Atem aus. Er fuhr sich durchs Gesicht. Diese Geschichte hatte er auch bereits im Krankenhaus erzählt, und zum Glück hatte man ihn nicht weiter befragt. Jetzt, da er noch einmal darüber nachdachte, hatte man sogar erstaunlich wenig gefragt. Es war ihm ein wenig so vorgekommen, als läge eine unbehagliche geistige Untätigkeit auf den Menschen in der Notaufnahme, die sie nur sehr langsam abschüttelten, als hätten sie alle die Nacht hindurch geschlafen und wachten erst langsam und unwillig auf.

*Wie bei Dornröschen.* Hatte Grannus' Tod das bewirkt? Und würde die Tatsache, dass Sunuxal und Varneno an Grannus' Stelle in Aachen erwacht waren, diesen phlegmatischen Gemütszustand wieder ändern?

Er war Dora dankbar gewesen, dass sie nicht wieder ein Auto gestohlen hatte, um nach Nöthen zurückzufahren. Sie hatten auch keinen von Böcken gezogenen Streitwagen bestiegen. Nein, sie hatten ein Taxi genommen. Die Entfernung war für ein Taxi aberwitzig, doch Dora hatte den Taxifahrer gefragt, ob er sich auf fünfzig Euro als Festpreis einlassen würde, und er hatte ihr einen lethargischen Blick geschenkt und mit den Schultern gezuckt.

»Joah«, war das einzige Wort, das sie von ihm gehört hatten.

Gregor hatte vorn gesessen, Dora hinter ihm, Fiona und Edi auf dem mittleren und dem linken Rücksitz. Sie hatten lange Zeit geschwiegen, auf der Autobahn und den Landstraßen, die sich normalerweise in einer beruhigenden Gleichförmigkeit bis vor ihre Haustüren entrollten. Sie waren erschöpft, außerdem hingen so viele Dinge in der Luft, und eines davon war die angespannte Sprachlosigkeit, die wie eine Glasscheibe zwischen Edi und Fiona stand. Bevor Gregor sich noch vollends hatte fragen können, was mit den beiden los war, tauchte das Taxi aus der gleichförmigen, betäubten Ruhe, die um Aachen geherrscht hatte, in ein Katastrophengebiet ein. Hinter Euskirchen schon heulten Sirenen und Martinshörner, Einsatzfahrzeuge aller Arten hetzten durch die Straßen und an jeder Ecke gab es ein neues Desaster zu bewundern. Autounfälle. Umgestürzte Bäume. Tote Tiere. Am absurdesten jedoch waren die gigantischen Haufen aus zusammengekehrten Hagelkörnern. Räumfahrzeuge, die sonst nur im tiefsten Winter auf den Straßen unterwegs waren, versuchten, einer unerwarteten und unzeitgemäßen Wetterkatastrophe Herr zu werden, begleitet von freiwilligen Feuerwehren aller Arten.

»Junge ...«, sagte Edi irgendwann. »Dieser Hagel ... das muss ja echt krass gewesen sein!«

Und dann hatten sie endlich wieder geredet, alle durcheinander, und alle mit der gleichen zweigeteilten Angst.

Teil Eins: Wie geht es meiner Familie? Teil Zwei: Bringt sie mich um, wenn ich jetzt nach Hause komme?

Mit den gleichen Gedanken schloss Gregor die Tür auf. Das Haus sah okay aus, ein paar Ziegel waren zerbrochen, die Stücke lagen im Vorgarten.

Vorgarten ... ja, der Vorgarten, den sein Vater so liebte und von einem Gärtner pflegen ließ, war ein Schlachtfeld. Er sah aus wie Mordors kleiner Bruder. Der Hagel hatte jede einzelne Blüte zerfetzt, jeden Halm geknickt, Äste gebrochen und sogar einen Gartenzweig zertrümmert. Die Beleuchtung lag in Scherben, die Farbe am Gartenzaun war abgeplatzt.

Wenn der Vorgarten schon an Mordor erinnerte, musste der Garten auf der Rückseite des Hauses an Tschernobyl heranreichen. Ein nervöser Schauer kroch über Gregors Rücken. Er öffnete die Tür.

Tat einen Schritt über die Schwelle. Erwartete einen Schrei, wie damals, als er schlammverkrustet in der Diele gestanden hatte – doch es war totenstill. Beklemmung kroch ihm in die Kehle.

»Mama? Papa?«

*Was ist, wenn die Bisswunde nicht das Schlimmste ist, was mir heute passiert?*

Er trat in die Diele.

»Wie kannst du mir das antun?«, schluchzte Doras Mutter und tat etwas, was sie sehr selten tat: Sie nahm Dora in die Arme und weinte in ihre blonden Haare.

»Tut mir so leid!«, stammelte Dora fassungslos und versteifte sich ein wenig. Normalerweise umarmten sie einander nicht, Dora umarmte generell nur wenige Leute, und auch die nur, weil sie lange genug darauf bestanden hatten. Desiree, die Freundin ihrer Mutter, saß mit ihren beiden Kindern im Wohnzimmer und bemühte sich, nur unauffällig herüber zu sehen. Dora starrte sie hilfesuchend an.

»Warum hast du mich nicht angerufen? Wo warst du denn? Wo ... wo kann man denn sein, wenn es so hagelt?«

»Mein Handy ... mein Handy ist weg. Ich hab's ... verloren«, brachte Dora hervor. »Sorry. Tut mir echt so leid. Ich war ... wir waren ...«

»Gregor, Edi und Fiona, ja?« Doras Mutter wischte sich die Augen trocken. Sie ließ Dora immer noch nicht los, nahm aber ein wenig Abstand. »Ich habe die Polizei nur deshalb noch nicht gerufen, weil Frau Unger hier anrief und ich deshalb wusste, dass ihr zusammen weg seid.«

»Hat ... hat Frau Unger die Polizei gerufen?«, fragte Dora, obwohl sie die Antwort schon kannte.

»Natürlich, du kennst sie doch. Aber die Polizei hat gerade im Moment so viel zu tun, dass offensichtlich kein Sondereinsatzkommando zur Teenagersuche abgestellt werden kann.«

»Mama, du hast ja wieder schwarzen Humor«, sagte Dora, löste sich von ihrer Mutter, schwankte in die Küche und setzte sich auf einen Stuhl. Sie verspürte das dringende Bedürfnis, den Kopf auf die Tischplatte zu legen. Ihre Mutter nahm ihre Hand, die wie ein weißer, toter Vogel auf dem Tisch lag.

»Was ist passiert? Die Wahrheit.«

Dora schluckte. »Das hab ich schon mal versucht. Du hast mir nicht geglaubt.«

»Ich ... ich glaube dir jetzt. Ich verspreche es.«

Sie setzte sich auf den anderen Stuhl. Desiree trat vorsichtig in den Türrahmen, offensichtlich unsicher, wie Dora ihre Anwesenheit auffassen würde.

»Hallo Dora«, sagte sie leise. Dora wusste noch nicht lange, dass ihre Mutter und Desiree ein Paar waren, aber es schien ihr nicht einmal ungewöhnlich. Nach in der Sauna ermordeten Göttern und erst von der Dunkelheit verschluckten und dann von Werwölfen gebissenen Freunden verkam die lesbische Beziehung ihrer Mutter zu etwas geradezu beruhigend Normalem.

»Hallo Desiree«, entgegnete Dora.

»Soll ich ihr das Foto zeigen?«, fragte Desiree, und Doras Mutter nickte. Desiree holte ihr Handy aus der Handtasche im Flur. Sie fummelte einige spannende Sekunden daran herum und reichte es dann Dora.

»Du kannst weiterscrollen, da kommen noch mehr.«

Dora musste nicht weiterscrollen, tat es jedoch, damit ihr Daumen etwas zu tun hatte.

»Ein Hinzenmann«, lächelte sie. Der Hinzenmann wurde offensichtlich ungerne fotografiert, seine Hand wurde von Foto zu Foto größer, als er versuchte, die Handykamera zuzuhalten. Dora vermutete, dass das Handy ihr recht bald in der Diebesgutkiste der Hinzenmänner wiederbegegnen würde.

»Beim Sturm hat er sich in meine Wohnung geflüchtet. Wir haben ihn ziemlich aufgelöst im Schlafzimmer gefunden«, sagte Desiree.

»Ich glaube euch nicht. Das habt ihr mit Photoshop gemacht«, grinste Dora. Ihre Mutter stöhnte.

»Entschuldige, Liebes! Entschuldige, dass ich dir nicht geglaubt habe! Ich bitte dich aufrichtig um Entschuldigung und bereue alles, was ich gesagt habe!«

»Hm, meine Photoshop-Theorie wackelt«, gab Dora zu und betrachtete den aufgeregten Hinzenmann versonnen. Sie wusste nicht, ob sie ihm schon einmal begegnet war, musste sich jedoch eingestehen, dass sie sie immer noch schwer voneinander unterscheiden konnte. Der mit der Raviolidose auf dem Kopf war der König, mehr musste sie eigentlich nicht wissen.

»Erzählst du uns, wo du gewesen bist?«, bat ihre Mutter und nahm sie erneut in den Arm.

»Na gut«, sagte Dora. »Setzt euch. Macht mir vorher aber einen Espresso. Mehr als einen!«

Edi hatte als Einziger der vier eine ganz andere Art von Problem, als er nach Hause kam. Seine Eltern waren ein wenig missgestimmt, weil er sich nicht gemeldet hatte, waren jedoch davon ausgegangen, dass er dort geblieben war, wo er auch übernachtet hatte, denn die Schule war ohnehin aufgrund des akuten Ausnahmezustands ausgefallen.

»Du hättest dich mal melden können«, sagte seine Mutter ein wenig eingeschnappt und wärmte ihm Nudeln in der Mikrowelle auf. Sie hatten Bolognese gegessen, und da er nicht da gewesen war, hatte sie nicht die fleischlosen Komponenten in eine eigene Portion Sauce für ihn abgezweigt, sondern ihm die Ketchupflasche neben den Teller gestellt. Er hatte solch einen Hunger, dass er auch Nudeln mit Senf gegessen hätte.

»Mein Akku war leer.«

»Und die Freundin? Bei der du geschlafen hast? Die hat kein Telefon?« Die Mikrowelle piepte, und gleichzeitig rief Andrej aus dem Flur: »*Freundin?*«

*Fuck ...*

»Das ... wegen dem Hagel war die Leitung platt. Und das Handy hatte keinen Empfang.«

»Es war eine schreckliche Nacht. Als hätten wir davon in letzter Zeit nicht genug gehabt«, seufzte seine Mutter, nahm den Nudelteller mit einem Geschirrtuch, um sich nicht am heißen Porzellan zu verbrennen, und stellte ihn vor Edi ab.

»Danke«, sagte er und bemerkte entsetzt, dass Andrej neugierig in die Küche trat und sich am großen Esstisch Edi gegenüber setzte. Er grinste breit.

»Freundin?«, fragte er erneut.

»Du hast mir gar nicht gesagt, dass du eine Freundin hast, bevor du gestern Abend angerufen hast«, schlug seine Mutter in die Kerbe. »Ich dachte, du sagst mir, wenn du endlich eine Freundin hast! Ich freue mich! Hoffentlich nicht das blonde Mädchen, das einen Kopf größer ist als du!«

»Nein. Fiona. Sie ... hat dunkle Haare. Also, wir sind erst seit, also, grad erst zusammen. Ich habe es dir also gesagt. Sobald ... ich es selber wusste.«

Andrejs Grinsen wurde breiter und fieser, er schwieg jedoch.

»Du weißt es seit gestern, und übernachtet direkt bei ihr«, stellte seine Mutter mit leicht rügendem Ton fest. »Ich dachte immer, du wärest vernünftiger als dein Bruder.« Sie bedachte Andrej mit einem Seitenblick.

»Bin ich offenbar nicht«, murmelte Edi gequält und verteilte Ketchup auf seinen Nudeln. Plötzlich hatte er kaum noch Hunger. Er wich Andrejs Blick aus.

»Hast du dich ihretwegen geprügelt, letzte Woche?«, fragte seine Mutter und setzte sich neben ihn.

Edi schüttelte instinktiv den Kopf, einfach, um dem Grinsen seines Bruders nicht noch mehr Futter zu geben. Er wickelte Spaghetti um seine Gabel, die Kehle schnürte sich ihm zu, als er an die beiden Naziwölfe dachte, die ihn beinahe von der Brücke auf die Schnellstraße geworfen hätten. Er schluckte, führte die Gabel zum Mund und ließ sie dann wieder sinken.

»Ja«, gab er schließlich zu. »Also vielmehr – hab ich mich nicht geprügelt. Ich hab mich einfach nur verprügeln lassen.«



Er schob trotzig die Gabel in den Mund. Spaghetti mit Ketchup, ein vegetarischer Traum ... Er kaute. Es schmeckte nach Kinderessen, fad, aufgewärmt, voller Ketchup.

Seine Mutter sah ihn stolz an und tätschelte seinen Arm. »Du bist ein guter Junge. Ist sie's denn wert?«

Edi merkte, wie er rot wurde, als würde er die Farbe des Ketchups annehmen. Er dachte an die Pestmaus, an den Kuss, an den Tanzkurs und an die Nacht nach dem Tanzkurs. Er nickte rasch.

»Das ist schön. Erste Liebe, hm? Das ist was Schönes«, kicherte seine Mutter und summt etwas, das vermutlich ein schnulziges russisches Liebeslied war. Andrejs Grinsen konnte man nur noch als maliziös bezeichnen. Edi schlang die Nudeln herunter, Andrej wartete wie ein Fuchs aufs Kaninchen. Während Edi sich das Hirn zermarterte, um eine Möglichkeit zu finden, Andrejs durchbohrendem Blick zu entgehen, verließ seine Mutter die Küche und ging auf die Toilette.

»Ach, verdammt«, murmelte Edi zwischen zwei Bissen.

Andrej wartete, bis die Tür zum Gästeklo sich geschlossen hatte.

»Hat dich dein Kumpel verhaue oder was?«

»Nee«, murmelte Edi und ließ die Gabel sinken. Er versuchte vergeblich, den Ketchupgeschmack mit Sprudel aus seinem Mund zu vertreiben.

Seine Mutter fluchte im Gästebad, offenbar stimmte etwas mit den Wasserleitungen nicht. Es hatte im Flur schon nach abgestandenem Wasser gerochen.

»War dein Kumpel nicht auf deiner Party noch mit der Fiona zusammen?«

»D...-doch.«

»Und – weiß er schon, dass du sie vögelst?«

Edi öffnete im vermutlich dümmsten aller Gesichtsausdrücke den Mund und starrte seinen Bruder sprachlos an. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Ich vögel sie nicht, Mann!«, flüsterte er schließlich.

*So ist das nicht. Das ist ganz anders.*

»Sicher, wie ich meinen kleinen Weicheibrueder kenne, kuschelt ihr die ganze Nacht. Aber Gregor freut sich darüber sicher auch nicht, oder? Soll ich ihn mal fragen?«

»Du Arsch. Du blöder Wichser«, brachte Edi tonlos hervor. Die restlichen Spaghetti sahen aus wie das Massaker, das er gerne mit Andrej angerichtet hätte.

»Wer von uns beiden kriegt Irinas Mansarde?«, grinste Andrej nun, und in Edis Kopf begann sich dieses Grinsen in das Grinse-Meme zu verwandeln, das er schon bei Facebook nicht ausstehen konnte.

»Du. Du Arsch.« Er hob die Gabel, erwog, sie nach Andrej zu werfen, und ließ sie dann doch wütend wieder in die Nudelreste klatschen.

Andrejs Grinsen erlosch, er stand auf und knackte mit einigen Gelenken. »Sehr schön«, sagte er, ganz geschäftsmäßig. »Freut mich, dass diese Verhandlungen gelungen sind. Dann renoviere ich am Wochenende wohl mal. Hilfst du mir?«

»Lieber sterbe ich«, knirschte Edi.

»Ach, dann frag ich vielleicht mal deinen Kumpel.«

»Erpress mich noch mal, und ich werde einfallsreich, was *deine* Freunde angeht. Ich hab dein Mailbox-Passwort geknackt.«

»Hast du nicht.«

»Hab ich doch. Schon vor Monaten. Als Backup. Du kriegst die Kack-Mansarde. Aber ich helfe dir nicht beim Renovieren.«

»Ich änder mein Passwort, du kleine Weichflöte!«

»Ich hab die interessanten Mails alle gespeichert.«

»Du bluffst!«

»Vielleicht.« Edi goss sich Sprudel ein, während Andrej nun kurz davor zu stehen schien, ihn mit einer Gabel zu ermorden. Stattdessen schnappte sich sein älterer Bruder die Sprudelflasche, doch bevor er sie über Edis Kopf entleeren konnte, trat ihre Mutter wieder vom Gästebad in den Flur.

»Da steigt Wasser den Abfluss hoch.« Sie fluchte auf Russisch. »Ekelhaft, und ich wette, es gibt grade auch keinen da draußen, der sich darum kümmern kann! Immer steht man mit allem allein da!«

Sie sah ihre Söhne auffordernd an.

»Helft mir mal, die Toilette leer zu schöpfen, das schwappt immer höher.«

Edi wünschte sich auf das Schlachtfeld am Varnenum zurück.

Auch Fiona erlebte ein sehr seltsames Nach-Hause-Kommen. Vor der Tür wartete eine schlanke weibliche Gestalt auf sie. Es war ein finsterer, bewölkter Nachmittag, der offenbar noch mehr Wetterkapirolen versprach, und so sah sie nur einen Schemen, doch der war sowohl für ihre Mutter als auch für ihre Großmutter zu schlank und jung.

Und zu durchsichtig.

Langsam trat sie näher, auf den Kiesweg durch den verheerten Vorgarten. Ihr Opa hatte sicherlich schon den ganzen Tag seine Tomaten betrauert. Der Hagel auf dem kleinen Rasenstück vor der Haustür war geschmolzen, nur die zusammengeschobenen Haufen auf der Straße hielten sich hartnäckig. Es sah irre aus.

Die Schemengestalt tat einen Schritt über die niedrige Buchsbaumhecke auf Fiona zu. Es war die jüngste der Feyen, völlig selbstverständlich und gleichzeitig völlig unnachvollziehbar hielt sie ein Füllhorn voller Obst im Arm. Fiona schluckte und griff ihrerseits an das kleine silberne Füllhorn, das sie um den Hals trug – das Füllhorn, das die Fey ihr in der Kakushöhle geschenkt hatte.

»Ich bilde mir dich ein.«

»Natürlich. Ich bin ja in dir. Du hast mich diese Nacht aufgenommen, als ich und all meine Schwestern dem Tod nahe waren, und nur deshalb existiere ich noch.«

»Warum stehst du dann vor meiner Tür?«, fragte Fiona angespannt. Die Fey lächelte, auf diese rätselhafte Art und Weise.

»Ich wollte dir etwas anbieten. Du bist ... meine Auserwählte.«

»Ich bin dein Champion«, murmelte Fiona. Die Augen der jungen Fey flackerten belustigt auf.

»Ja, du bist mein Champion.« Sie lachte. »Du weißt, dass ich eine von dreien bin. Von meiner Mutter und meiner Tante ist noch mehr übrig als von mir, sie können auch existieren, ohne sich einen ... *Champion* zu suchen. Aber dadurch, dass ich, die Jüngste fast vernichtet wurde, sind auch sie schwach. Weißt du noch, dass Dora uns aus der Tiefe holen musste, als die Urfey im Sterben lag?«

»Wie könnte ich das vergessen?«, flüsterte Fiona heiser. Vor ein paar Wochen hätte sie sicher noch sagen können, das sei der schrecklichste

Moment ihres Lebens gewesen, damals, als sie der Urfey Wasser einflößte, um ihren aufgedunsenen Leib am Versinken zu hindern ... Leider war seitdem noch weitaus Schlimmeres geschehen. Die Stelle auf ihrer Stirn brannte, und beiläufig rieb sie darüber.

»Meine Mutter und meine Tante. Ich könnte mir vorstellen, dass sie in meiner Nähe bleiben möchten«, sagte die jüngste Fey.

»Was heißt das?«

»Deine Mutter und deine Oma. Die drei Brüggen-Frauen. Wir könnten ... bei euch sein.«

»Also ..., also *in* uns, oder wie?« Der Gedanke war gruselig, und Fiona wusste auch gar nicht genau, wie es sein konnte, das die jüngste Fey in ihr steckte und sie nun trotzdem mit ihr sprach. Hatte sie nun für den Rest ihres Lebens eine Göttin neben sich stehen? Sie fühlte sich in ihrer Privatsphäre verletzt und erinnerte sich daran, dass die jüngste Fey schon in der vergangenen Nacht neben ihrem Bett aufgetaucht war. In dem auch Edi gelegen hatte, und keiner von ihnen beiden angezogen.

»Ich weiß nicht, ob mir das recht ist. Mit euch ... zusammenzuwohnen. Ich meine – zieht ihr auch irgendwann wieder aus?«, murmelte Fiona unbehaglich.

Die Jüngste sah sie unglücklich an.

»Ich kann im Moment ohne dich nicht existieren. Aber ... ich kann dir versichern, dass du nicht denken musst, ich würde dich in deiner Privatsphäre verletzen oder du hättest für den Rest deines Lebens eine Göttin neben ...«

»Hey!«, protestierte Fiona und ballte in den Taschen ihrer Jeans die Fäuste. »Du liest meine Gedanken!«

»Entschuldige. Das geschah unabsichtlich. Aber ich lasse es fortan bleiben.«

»Du hast gesagt, du fändest Edi süß«, hielt Fiona ihr vor. Die Fey wurde vielleicht ein wenig rot über ihrer durchscheinenden Blässe. »Ich bin mit Edi zusammen! Ich fände es total unheimlich, wenn ich wüsste, dass du quasi auch mit ihm zusammen bist ...« Fiona verstummte – das war zu absurd.

»Ich bin eine Göttin. Ich stecke nicht wirklich *in* dir – meine Existenz ist lediglich an dich gebunden«, sprach die Fey würdevoll. »Die beiden

anderen Feyen könnten deine Mutter und deine Oma als Champion erwählen. Wenn du gleich dieses Haus betrittst, werden sie keine Sorgen haben, keine Fragen. Ein Teil von ihnen wird wissen, was du getan hast, und dass es gut war. Dass dir keine Wahl blieb.«

»Aber es sind berechnete Fragen! Sie machen sich halt Sorgen!«

Die Fey verzog gramvoll ihr Gesicht.

Fiona seufzte und zog ihren Schlüssel aus der Regenjacke. »Verdammt, ja, dann mach es. Wir sind eure Champions, wenn ihr so versessen darauf seid.«

Die Fey lächelte breit und verschwand dann so plötzlich, als wäre sie niemals da gewesen. Fiona öffnete die Tür.

Frau Brüggjen Junior und Frau Brüggjen Senior saßen in der Küche in der Hälfte des Doppelhauses, das Fiona und ihre Mutter bewohnten, und blickten ganz seltsam vom Telefon und Tablet auf, als Fiona eintrat.

»Mama? Oma?«, fragte sie, und kurz schlossen die beiden die Augen – es sah gespenstisch aus. Dann jedoch hoben sich ihre Lider, und sie seufzten.

»Was bin ich erleichtert, dass du da bist, Kind!«, rief ihre Oma aus, und Fiona war sich nicht sicher, was sie erwartet hatte. Fragen. Vorhaltungen.

»Setz dich, ich mach uns einen Tee«, sagte ihre Mutter, stand auf und nahm sie kurz in den Arm.

»Du warst so tapfer«, murmelte sie, dann musterte sie sie lächelnd. Fiona fragte sich, was die beiden wussten – oder ob sie vielleicht gar nichts wussten und nur eine Dosis Götterberuhigungsmittel verpasst bekommen hatten. Die Stimmung jedenfalls schien sehr viel gelöster, als Fiona erwartet hatte. Ihre Großmutter lächelte breit, sie schaltete ihr Tablet aus, auf dem sie die Katastrophenmeldungen der Lokalnachrichten gelesen hatte.

»Ich hab noch Kuchen. Wenn sie anfangen, die Supermärkte zu plündern, haben wir jedenfalls Kuchen, den hab ich gestern gebacken. Wie war es denn mit Edi beim Tanzen?« Sie zwinkerte verschwörerisch.

»Öhm. Nett. Also, wir sind uns ziemlich oft auf die Füße getreten. Bei ... bei euch alles in Ordnung? Wo ist Opa?«

»Kannst du dir doch denken. Er versucht, den Garten in Ordnung zu bringen. Er hat heute Morgen eine Verlängerungsschnur und ein Heiz-  
öfchen nach draußen geschleppt. Hat sogar bei der Kneipe vom Albert  
gefragt, ob er den Heizstrahler haben kann, um sein Gemüse wieder  
aufzuwärmen.« Sie kicherte. »Nee, nee.«

Fiona setzte sich endlich hin. Das Teewasser begann im Wasserkocher  
zu brodeln.

»Dann bin ich froh, dass es allen gut geht«, seufzte sie.

»Also, ihr seid überhaupt nicht froh, dass es mir gut geht?«, fragte Gregor  
durch die Vorwürfe, mit denen seine Mutter ihn bedachte.

»Und hast du mal überlegt, dass ich jetzt bei der Polizei wieder anrufen  
muss? Ich hoffe, da muss ich keinen Einsatz oder so was bezahlen, wenn  
mein Sohn einfach beschließt, in einer Katastrophennacht zu verschwin-  
den und am nächsten Tag wieder hier reinzuspazieren, als wär nichts  
gewesen!«

Sein Vater schwieg. Das Schicksal seiner weltlichen Besitztümer hatte  
ihn in einen Zustand der Melancholie versinken lassen. Der Hagel hatte  
Scheiben im Wintergarten zerschlagen, auf dem englischen Rasen ge-  
wütet und die Blütenpracht seiner Rosen vernichtet. Die Solarlampen,  
die den Gartenweg in Form von kleinen Tieren mit leuchtenden Augen  
säumten, waren zerstört. Und überdies stellte sich nun auch noch heraus,  
dass er sich ganz umsonst um seinen Sohn, sein einziges Kind, gesorgt  
hatte. Gregor verzog verletzt die Miene.

»Man muss da bestimmt nichts bezahlen, Mama«, sagte er zerknirscht.  
»Ich ... musste weg. Jemand ... brauchte meine Hilfe.«

Sie sah ihn zweifelnd an. »Wer?«

»Mehrere ... Leute. Weiter weg. Wir sind mit 'nem Freund mit dem  
Auto hin. Vor dem Hagel. Und konnten dann nicht zurück. Wegen dem  
Unwetter.«

»Wegen des Unwetters.«

»Wegen des Unwetters«, echote er. »Mann, es freut mich, dass nach  
einer solchen Nacht eure größte Sorge dem Genitiv gilt.«

Seine Mutter musterte ihn eindringlich. »Was ist mit deinen Haaren passiert?«, fragte sie schließlich, lauernd auf eine neue Ungeheuerlichkeit, die sie ihm vorwerfen könnte.

»Gefärbt?«, versuchte Gregor sich an der einzigen Erklärung, die man unter normalen Umständen für eine Veränderung der Haarfarbe haben konnte.

»Gefärbt?«, wiederholte nun seine Mutter. »Du hast also angeblich Leuten geholfen, kommst dann aber mit gefärbten Haaren zurück, wie, wie ein Punk oder ... einer von diesen ... Gruftis?«

»Wie ein Punk oder einer von diesen Gruftis, Mama.« Er nickte ergeben. Zu sagen, er sei von einem fliegenden Streitwagen in die Dunkelheit gesprungen und von dieser beinahe aufgefressen worden, würde die Situation nun auch nicht mehr verbessern. »Ich ruf selbst bei den Bullen an. Macht euch keine Arbeit.«

»Po-li-zei«, bellte sein Vater mit blutunterlaufenen Augen. »Versuch mal, nicht immer diese Assisprache zu benutzen!«

Gregor nickte, schluckte eine Entgegnung und den Ärger darüber, dass er seinen Eltern offenbar doch nicht halb so wichtig war, wie er angenommen hatte, herunter. Die Telefonleitung war tot, er griff nach dem Handy seiner Mutter und meldete sich selbst bei der Po-li-zei wieder als unvermisst.

Sie stritten sich, das hörte er. Als er schon lange aufgelegt hatte und in seinem Sitzsack liegend die Wand anstarrte, klopfte seine Mutter an die Tür und entschuldigte sich. Sie kam nicht herein, und er öffnete auch nicht die Tür.

Sie hätten kaum geschlafen. Sie hätten sich solche Sorgen gemacht, und wenn man dann feststellte, man hätte sich die gar nicht machen brauchen, dann sei man halt erst einmal wirklich wütend.

Er gäbe sich Mühe, beim nächsten Mal wenigstens schwer verletzt am Straßenrand gefunden zu werden, antwortete Gregor und hörte sie schluchzen, während sie die Treppe herunterging.

*Bald bin ich hier weg*, dachte er und fühlte sich mit dem Gedanken gleichzeitig schlecht und erleichtert. *Wohin auch immer*. Sofort fragte er sich, was er anfangen würde mit seinem Leben. Wohin wäre er weg? Studieren?

Aber was? Und wie, war er doch gerade dabei, sein Abi gegen die Wand zu fahren.

*Nicht, dass es vor dieser Mythensache völlig abwegig gewesen wäre, dass ich das tue ...*

Die Schulter schmerzte. Er hätte ihnen die Wunde zeigen sollen. Den Verband abreißen und die genähten, bissförmigen Wundränder präsentieren. Dann hätten sie vielleicht wenigstens den Anstand gehabt, ihn zu fragen, ob es ihm gut ginge.

Er stand auf und schlurftete ins Bad. Es kostete ihn Überwindung, in den Spiegel zu sehen. Auch er sah übernächtigt aus, die Augen verschatet, das Gesicht blass.

War das noch er? Er wusch sich mit kaltem Wasser.

Seine Haare waren so dunkel. Seine Augenbrauen ... verdammt, seine Augen waren fast schwarz!

Und nicht genug, dass diese Dunkelheit über ihn hergefallen war, ihn beinahe nicht wieder losgelassen hätte – kaum war er aus der Dunkelheit wieder in die Welt der Lebenden getorkelt, hatte ihn ein Naziwerwolf gebissen.

»Ich werde kein Naziwerwolf«, sagte er seinem Spiegelbild. Kurz schien etwas über sein Gesicht zu laufen, wie eine fremde Miene, die seine eigenen Züge verformen wollte. Er schrak zurück – nein, er war einfach nur todmüde. Er bildete sich Dinge ein.

*Spiegelsachen. Sind immer superunheimlich. In Filmen.*

Ständig dachte er in Filmen ... In einem Film würde er sich in einen Werwolf verwandeln.

*Allerdings nicht in einen Naziwerwolf. Hab noch nie 'nen Film mit Naziwerwölfen gesehen. Nur mit Naziastronauten.*

Er würde sich nicht in einen Naziwerwolf verwandeln. Auch nicht in einen normalen Werwolf.

»Es reicht, dass meine Eltern jetzt denken, ich wäre ein Punk, der sich die Haare schwarz färbt«, teilte er seinem Spiegelbild mit. »Die Werwölfe benutzen Gürtel. Sie tragen Gürtel. Sie verwandeln sich mit Gürteln in Werwölfe. Es hat nichts mit dem Mond zu tun und nichts mit Gebissenwerden.«



Er nickte nachdrücklich, achtete darauf, ob sein Spiegelbild all dies ebenfalls tat. Seine Augen waren so dunkel. Das würde seinen Eltern irgendwann auch auffallen.

»Und dann bin ich ein Punk, der Kontaktlinsen trägt.« Er seufzte. »Und Selbstgespräche führt.«